

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 153.

Dienstag, 16. Juni.

1931.

„An alle!“ / 20000 Mark Belohnung!

Die Geschichte eines Plakates und seiner Folgen.

Von E. Tschauer.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was tat's, daß er ihnen tausend Mark Gewinnbeteiligung zur Belohnung hatte versprochen müssen? „Lassen Sie mich los! Nehmen Sie doch Vernunft an!“ tobte der „Verbrecher“. „Hier muß ein Irrtum vorliegen! Ich bin Kriminalrat Rendsler und werde mich legitimieren.“

Siegfried spürte seine Schultern, wie mit Bleigewichten beschwert, zusammensinken.

Der Suppo stierte aus aufgerissenen Augen.

Die Arme, die den „Juwelendieb“ umspannten, schnellten zurück. Die Gesichter dehnten sich in entgeisteter Verlegenheit. Das Schreien verebbte, konfuse Stammeln:

„Uns hat doch ein junger Mann gesagt —“

„Welcher junge Mann? — Wo ist der junge Mann?“ erminierte der Beamte. „Der mich geholt hat? — Wo ist er denn?“

Der junge Mann war nirgends zu finden. Und es war zwecklos, daß man ihn suchte.

Der junge Mann rannte, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht gerannt war. Ohne stehen zu bleiben. Wie von Furien gekehrt.

„Wenn sie dich bloß nicht erwischen! — Wenn sie dich bloß nicht erwischen! — Wenn sie dich bloß nicht erwischen!“, wiederholte er dabei unaufhörlich.

Noch als er sich in der Untergrundbahn in einem Winkel drückte und dem Zoologischen Garten entgegenfuhr. Er wagte nicht, seine Mitpassagiere anzuschauen, aus Angst, von jemandem erkannt zu werden.

Nun hatte er es satt! Nun machte er Schluß! Nun sollten die zwanzigtausend Mark im Monde bleiben! — Oder mochte sie einheimen, wer wollte.

Er kramte den Ausweis der Detektei „Argus“ aus der Tasche und zerriß ihn in kleine Fetzen.

Von morgen ab gehörte sein ungeteiltes Interesse wieder der „Musterkollektion“ und dem „Büro“. Seinem alten, eingespannten, mühevollen Dasein. —

Der schöne Traum war aus! Der Traum von Auto und Geld und einer eleganten Frau, vom Abenteuer, der großen Welt —

Der Ausflug, auf den er sich so gefreut hatte und der ihm die erste Phase der Erfüllung dünkte, sank schwer auf seine Seele.

Er hatte alle Lust dazu verloren.

So kam es denn, daß Siegfried, nach anfänglichem Schwanken, ob es nicht besser sei, die nachmittägige Verabredung wegen Mangels an Stimmung ganz aufzugeben, zerstreut und niedergeschlagen und mit einiger Verspätung am Zoo landete.

Da er Hübners Zusage, Fräulein Schütz sei gern bereit, ihm die Fühlungnahme mit ihrer Schwester zu vermitteln, zu dessen Verwunderung nicht mit der erwarteten Begeisterung quittierte, sondern verwirrt und verlegen abwehrte und etwas von „Sonntag“, „berufsfrei“ und „niemanden belästigen wollen“ murmelte.

Und daß er einzig von dem Wunsche befaßt, die

jüngste, peinliche Vergangenheit wenigstens für kurze Frist aus seinem Gedächtnis zu streichen, völlig überjah, welche verblüffende Ähnlichkeit zwischen der neuen Bekannten seines Freundes und der jungen Dame bestand, die heute früh sein Heiratsbüro beehrt hatte.

Nur eines wünschte er insgeheim, während der Autobus dem Reichskanzlerplatz entgegenrollte: „Daß doch etwas Wichtiges dazwischen gekommen sein möchte“, was das Erscheinen Fräulein Bernes verhinderte. So töricht und sinnlos dünkte ihm jetzt ihr Beisammensein.

Aber es war nichts „dazwischengekommen!“ Natürlich nicht, ergänzte Siegfried in Gedanken, in düsterstumpfer Ergebenheit in sein traurig-verfahrenes Geschick. — Der „Glückstag“ war nach knapp zweistündiger Dauer jäh abgebrochen und pünktlich ins Gegenteil umgeschlagen.

An der Haltestelle stand Margot Berne, in duftigem pastellgemustertem Falbkleid und winkte mit einem pastellgemusterten Zwerghonenschirm.

Begrüßung — bei der die Lippen Worte sprachen, von denen das Herz nichts wußte — „Ich freue mich herzlich, daß Sie gekommen sind.“

Gegenseitiges Vorstellen, während dem Heinz Hübner ein leises Staunen nicht unterdrücken konnte, welche Schicksalslaune seinen Freund mit dieser Frau zusammengewürfelt haben mochte. Er hatte jedoch keine Zeit, sich längeren Studien über diese Merkwürdigkeiten hinzugeben, abgesehen davon, daß Grübeln und überflüssiges Nachdenken im großen ganzen seinem Naturell widersprach. Seine Aufmerksamkeit war erfüllt von Erika Schütz, die mit glückselig-frohen Augen neben ihm saß und versicherte, daß sie sich auf diesen Ausflug „schrecklich“ gefreut hätte.

Meribel de Beste, die einer warnenden Eingebung folgend, Siegfried Niese gegenüber in das Pseudonym Margot Berne geschlüpft war, war unmerklich zusammengezuckt, als sie Erika Schütz die Hand reichte.

Die von Siegfried nicht beachtete charakteristische Gleichheit der Gesichter war ihrem Scharfblick nicht entgangen. Diese „Schwester der Kriminalbeamtin“ war niemand anderes als die Schwester der „Spürnase“, die auf ihrer Verfolgung war.

Ein Zufall, der zum Glück oder zum Verhängnis werden konnte. Meribel brannte auf die Entscheidung.

Sie hatte trotz der verzögerten Abreise das einmal gekündigte Zimmer nicht wieder bezogen. Ihre Koffer lagerten auf dem Bahnhof. Sie war sprunghaft und reisefertig. Von den versprochenen und erwarteten „Neuigkeiten“ hing ihre nächste Zukunft ab. Jetzt hieß es nur, einen günstigen Moment für ihr „Verhör“ abzufassen; allzu starkes Interesse konnte immerhin Aufsehen erregen.

Im Autobus, der drückend voll geworden war, verbot sich eine regelrechte und geordnete Unterhaltung von selbst.

Siegfried hatte Meribel seinen mühsam ergatteten

Platz angeboten. Stand nun, eigentlich nur auf einem Bein und krampfte die Hände um die Lederhose, die von der Dede herabhängte.

Es war dies ebenso unbequem wie unnötig, da jegliche Möglichkeit, die vertikale Körperhaltung ungewollt in die horizontale zu verwandeln, durch die nachbarlichen Rücken automatisch ausgeschaltet war. Nur dem Kopf war oberhalb des Schultergürtels ein geringer Spielraum belassen. Dafür war er bei jedem Anhalten und Anziehen des Motors, bei Unebenheiten der Chaussee und zahllosen anderen Anlässen zu einer Verbeugung um zwanzig Grad verpflichtet.

Siegfrieds Nase stülpte dabei jedesmal in das Zufallsgebilde aus Stroh und Straußenfedern, das die biedere Frau vor ihm über einem gewirbelten Dutt balancierte, und das nur sehr großzügige Menschen noch der Kategorie „Hut“ eingereiht hätten.

Die Federn kitzelten. Er mußte fürchterlich niesen. Der kleine Junge, der trotz seiner rätselhaft dreieckigen Stiefel und Hübners frischgebügelter „Ausgeh“-Hosen mit zäher Energie einen nicht vorhandenen Fensterplatz zum Ausgucken zu erklimmen trachtete, schrie „habschie! habschie!“ — die Frau mit dem Hutungetüm, die Urheberin des ganzen Nießmalheurs, funkelte ihn böse an und trocknete den Hals mit einem immensen, grüngeränderten Taschentuch — hopp! wackelte der Autobus —, Herrgott, ob Straußenfedern immer so einen widerwärtigen Geruch hatten?

Und doch war Siegfried weit davon entfernt, sich über diese unangenehmen Dinge zu erbosen. Im Gegenteil! Er empfand ein selbstquälerisches Vergnügen dabei, sich in den Augen der Passagiermustersen so lächerlich wie nur möglich zu machen. Jetzt noch: alles schief gehen! — Wer Pech hat, hat Pech! Basta!

Ein Gutes hatte die Quetscherei: Man brauchte nicht zu reden! Es konnte niemandem auffallen, daß er still und schweigmäßig blieb.

Und deshalb stimmte es ihn fast traurig, als auch diese Omnibustour schließlich ein Ende nahm.

Lachend und scherzend drängten Erika Schütz und Hübner aus dem Wageninnern — oder besser gesagt, wurden, willens oder nicht, von dem Menschentrümel einfach herausbugsiert. Jetzt erst bemerkte Meribel, daß dieser einen photographischen Apparat in der Hand trug.

„Wollen Sie Aufnahmen machen?“, fragte sie. „Das ist ja reizend, daß Sie sogar daran gedacht haben!“ Aber die anderen achteten weder auf den Unterton des Erschreckens noch auf die Ironie, die in ihrer Stimme war.

Man beschloß, zunächst von dem „vertrauten Sitz“ etwas auszuruhen, um frische Kräfte für den anschließenden Spaziergang zu erwerben. Und Siegfried und Hübner hielten es für rücksichtsvoll-zartfühlendes Entgegenkommen ihrer eleganten Begleiterinnen, als diese eins der kleinsten und bescheidensten Lokale am Ort aufzusuchen wünschten.

Hinter einem Trupp Ausflügler, die unheimlich geschwollene Rucksäcke schleppten, bindfadenumschlungene Rädchen am Knotenstäbchen salutierten, mit dröhnenden Kehlen einen nicht vorhandenen Wald befragten, wer ihn „so schön aufgebaut habe“, und dann singenderweise das offene Geheimnis verrieten, daß „die Luft lind und lau“ und der „Himmel blau“ sei — steuerte man auf ein Gartenrestaurant am Seeufer zu.

Die Tische waren bereits ähnlich bevölkert wie der Autobus, dem man eben entronnen war. Der herrliche Frühlingssonnentag hatte die Menschen in Massen ins Freie gelockt.

Und nun saßen sie rings um die blaugestreiften Tischtücher — würdig die Hausfrauen, behäbig die Väter, unternehmungslustig und zu Streichen aufgelegt die Jungen —, ließen die Sonne auf der noch winterlich-weißen Haut die ersten Bräunungsversuche verrichten, konnten sich gar nicht genug tun im Lob der wundervollen Umgebung — und warfen ihre Stullenpapiere dabei in großem Bogen auf die Erde.

Am äußersten Ausläufer des Gartens trieben die

vier endlich noch einen Tisch auf. Dieser bot einen herrlichen Ausblick aufs Wasser, die Dampferanlegebrücke und einen Kreis in Grün gebetteter Willen am Uferstrand, er hatte nur den Fehler, — der, wie Hübner behauptete, in manchen Fällen ein Vorzug war —, daß die Kellner seine abseitige Einsamkeit völlig ignorierten.

Kein Löffelklirren und -klopfen, kein Halsverrenken vermochte einen dienstbaren Geist heraufzubeschwören.

„Dann werden wir halt die verfeimte Rolle übernehmen“, schlug Hübner vor. „Hopp, Siegfried.“

Und beide verschwanden in der Richtung, in der das hellrote Dach des Restaurants durch die Baumkronen schillerte.

Meribel vergewisserte sich mit flüchtigem Rundblick, welchen Platz der zurückgelassene Photoapparat bezogen hatte.

Den Stuhl nebenan. Die Kleine saß gegenüber. Unter der blaugestreiften Leinendecke fingerte sie geschickt nach dem Verhältnis mit den Kassetten.

Ein Flugzeug surrte in der Luft. Näher. Lauter. „Sehen Sie nur“, rief Meribel, „wie niedrig der fliegt! Man kann Leute erkennen, die winken, sehen Sie?“

Und während die Augen ihres Gegenübers der angedeuteten Richtung zur Höhe folgten, öffnete Meribel blitzschnell die Kassetten. Die Platten waren belichtet. Nun mochten sie getrost photographieren!

„Sie müssen gute Augen haben“, staunte Erika, „ich erkenne nichts!“

Aber da lag die schwarze, kleine Mappe längs wieder auf ihrem Stuhl, unter dem Hut ihres Begleiters.

Die Abwesenheit der beiden Herren hielt Meribel für geeignet, auch ihren Hauptplan einzuleiten.

Es war nicht schwer, das Gespräch auf die Schwester der anderen und deren Wirkungskreis einzuleiten. Im tiefsten Innern war Erika schließlich doch eine begeisterte Verehrerin der beruflichen Tüchtigkeit ihrer „Großen“, und freute sich jedesmal, wenn sie Gelegenheit hatte, den Gegenstand ihres Stolzgebührend zu preisen.

„Ja, die arme Ilse hat schrecklich viel zu tun, seit sie in der „Splendid“-Affäre mitarbeitet“, bedauerte Erika. „Ich habe sie schon seit zwei Tagen fast gar nicht gesprochen. Ehe ich fortging, begegnete ich ihr auf der Treppe. Sie käme heut wieder erst sehr spät nach Haus, sagte sie mir schnell. Es läge da etwas Dringendes vor. Ich glaube, die haben da eine Spur“, ergänzte sie leichtthin und schien sich selbst ein wenig wichtig, daß sie etwas so Interessantes zu berichten wußte.

Meribel nickte. Lächelte. „So so.“ — Schwiäg.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtkurve.

Leise bettet sich Strahl zu Strahl,
Siegendes Licht — und mit einem Mal
Steht die Stunde leuchtend im Tag! —
— Weiter — weiter, der Uhrenschlag
Bringt der Stunde leuchtende Schwestern,
Strahlend steht das mächtige Gestern
In des Abends feurigen Lansen. —
— Und die strahlenden Schwestern tanzen —
Tanzen über glitzernden Schnee,
Tanzen durch die Wunder des Frühlings,
Tanzen — bis in den blühenden Klee! — —
— O, Schwester — Schwester, wer tat mir weh?
Und wes ist die singende Leier,
Deren Singen die Dämmerfächer
Niederstinkt — und mich müde macht?
— „Sensen singen!“ flüstert die Nacht,
— „Sensen, die blühendes Kraut durchwähen,
Seihen dich Strahlende bang vergehn!“

S. K.

120 Kilometer.

Stizze von Kasimir Edschmid.

Einen Tag vor dem offiziellen Start der Motorboote saßen vier junge Männer in der Taberne des „Erzelsior“ am Lido zusammen.

Henri, hast du was gehört?

Der Franzose zog seinen schwarz-weißen, fadenbunten Seidenmantel über der Brust zusammen, als beiße ihn etwas und als habe er gerade noch mit Rücksicht auf die gute Sitte verniedern, zu fragen.

„Ricci?“ wandte sich der andere Italiener an den Prinzen Rusoli, der einen hübschen Risorgimentstypus hatte, schmal wie Blech und schwarz wie alte Bronze. Der Angeredete sah gar nicht auf, sondern schlang seine Spaghetti über die herunterhängende Unterlippe. Er hatte ein paar blaue Flanellhöschen an, die nicht den fünften Teil der Oberschenkel bedeckten und darüber einen rosa Pullover ohne Ärmel.

San Stefano sah bekümmert in das Gesicht des letzten jungen Mannes, Small Houghton.

Der Engländer sagte leise: „Hallo.“

Diese vier Leute waren die einzigen, die Aussicht hatten, die Coppa des italienischen Königs zu gewinnen. Und alle vier warteten darauf, ob nicht doch noch vielleicht ein fünfter erscheinen würde, der ihnen ihre ziemlich gemeinsame Chance nehmen konnte. Alle vier machten in der 12-Liter-Klasse so ungefähr 111 Kilometer.

Aber es gab für alle vier eine Niesengefahr.

Am Tage vorher war nämlich Rusolis Bruder aufgeregt in die Capanne am Strand gekommen. „Wißt Ihr, daß Ihr noch einen ganz anderen Gegner haben werdet als Segrave?“

„Unseretwegen.“ — Riccis Bruder entfaltete bekümmert die Gazette di Venezia. Und sie lasen, daß ein Sonderzug von Detroit das Rennboot des amerikanischen Majors Watt an Bord der „Mauretania“ bringen werde und daß es zum Start noch rechtzeitig erscheinen würde — mit nicht weniger als hundertzwanzig Kilometern in der Stunde.

Gegen 120 Kilometer war nichts zu machen. Das wußten alle vier. Aber alle vier hatten sie so viel dummes Zeug über Konkurrenz und Geschwindigkeit und so weiter in der Presse gelesen, daß sie die Richtigkeit der Nachricht bezweifelten. Sie waren außer Ricci alle nicht ehrgeiziger, als es die Kampflust zuläßt. Der Italiener allein war ironisch ehrgeizig, aber nur, um das Rennen für die Farben seines Landes zu machen.

Er aß daher seine Spaghetti jetzt weiter, indem er sie bedächtiger als sonst um seine Gabel aufwickelte, während San Stefano in seiner kindlichen Art den Alpdruck des „Hundertzwanzigers“ abzureagieren suchte, indem er davon sprach.

„Um wieviel Uhr ist das Fest?“ fragte Henri Debussier. „Half past six“, sagte Small Houghton. Er trug inmitten der von Schlafanzügen und Badostümmen überfüllten Lunchgesellschaft, die in der überdeckten Halle hinter den Capannen des „Erzelsior“ im Freien speiste, nur eine kleine Vadehose.

„Fahren wir in Ihrem Wagen?“ fragte Rusoli und hob seine Unterlippe ein wenig. „Gut — dann nehmen wir die Koffer mit den Kostümen in meinem mit.“

Um halb sieben fuhren die voraussichtlichen Sieger des größten Motorbootrennens der Welt auf einen Landpalazzo in der Nähe von Vicenza, um einen Kostümball mitzumachen. Ankunft um acht Uhr, als es dämmrig wurde.

„Anziehen hier!“ sagte Prinz Rusoli und deutete auf einen kleinen Palazetto, von dem aus die vier eine halbe Stunde später in einer Karosse durch einen kleinen Park fuhren. Sie hatten alle Kostüme des bezaubernden Jahrhunderts an.

Mit vier Pferden davor ging es ganz lustig über eine Brücke. „Hundertzwanzig Kilometer — aber wie gefährlich!“ sagte Henri, als der Kofolowagen unter ihnen schwankte.

Das Schloß lag etwas verwittert zwischen Olivenbäumen. Zwei Stunden später hätte kein Mensch daran gezwweifelt, zweihundert Jahre zurückverlegt zu sein. Die Mäuer, die Säle, die Kuchelgrotten, die Treppen, die Kerzen, die Bilder an den Wänden gaben einen Rahmen, der so phantastisch der Festlichkeit einer verfloffenen Zeit angehörte, daß kaum einer der Anwesenden ohne Erstaunen daran denken konnte, am nächsten Tage würde der Motor in einer noch höheren Phantastik von Touren zahlen laufen.

„Deshalb“, sagte die Contessa Grimani, der das hübsche Anwesen gehörte, „habe ich den Pavillon zum Umkleiden eingerichtet.“ Und sie nahm ihr Vorignon und lächelte einem riesigen Cavaliere zu, der immer hinter ihr stand, eine rote Perücke trug und einen Gegenstand in der Hand hielt, durch den er von Zeit zu Zeit in die Luft sah — ein antiker Astrologe im Kostüm des Kofolo oder ein harmloser Verrückter.

„Sehr hübsch“, sagte der riesige Cavaliere in einem Italienisch, an dem Rusoli nichts auszufehen hatte, obwohl er irgendwie nicht recht glaubte, daß es ein Italiener sein könne. Die Contessa Grimani nahm zögernd eine der roten Strähnen in die

Hand und zog daran, aber sie konnte sie nicht abreißen. Der Niese trug sein eigenes Haar.

Etwas später traf Henri ihn auf einer Wendeltreppe, als er eine junge Dame im Scherz herunterzog. „Mitte, das ist mein Tanz“, sagte der Franzose kühl.

„Verzeihen Sie“, erwiderte der andere lächelnd und überließ ihm das Mädchen.

Um zwölf Uhr traf San Stefano den Niesen an einem Büfett. Der Rothaarige stand mit seinem Ding von Fernrohr da und schaute in den Mond. Ricci stand hinter ihm und suchte zum Scherz ebenfalls hindurchzusehen.

„Suchen Sie einen neuen Stern?“ fragte San Stefano. „Die Frage ist nicht dumm“, setzte er hinzu und wandte sich an Small Houghton, den er, weil er Engländer war, für sehr ungebildet hielt, „denn damals kannte man nur einen Teil der Himmelskörper.“

Small zuckte die Achseln und sagte: „Sorry.“

„Rein, ich suche keinen Stern“, meinte der Niese. „Was hat der Mond wohl für eine Stundengeschwindigkeit?“

„Ein netter Junge“, sagte Houghton lachend.

„Was haben Sie denn eigentlich?“ fragte Ricci, der plötzlich ein dunkles Gefühl hatte.

Der Niese zeigte ihnen eine ganz einfache Uhr. „Ich muß um zwei in meinem Wagen sein“, sagte er.

„Wir auch“, sagte Henri und zeigte die Zähne. Es war fünf Minuten vor zwei.

„Verflucht“, sagte Ricci ärgerlich, weil es schon so spät war.

„Fahren wir doch einfach so!“ meinte Houghton ruhig und deutete auf sein Kostüm. Zehn Minuten später fuhren sie mit der Karosse nach dem Pavillon. Und wieder fünf Minuten später stand Small Houghton in seinem Wagen, der nicht losging.

„Steigen Sie in meinen!“ meinte der Niese.

„Gut.“

Zwei Stunden darauf waren sie in Mestre und kletterten in ihren Perücken und Kofolostümmen in ein Motorboot, um nach Venedig hinüber zu knattern.

„Hallo, Sir!“ Houghton deutete auf einen Platz und sah dem großen Keil mit den roten Haaren ins Gesicht, der da oben in der blassen Dämmerung stand und nicht nachsprang. „Wir haben Eile, Sir, denn wir gehen morgen früh an den Start.“

„Ich habe gar keine Eile“, sagte der Rote, „ich muß mein Motorboot abholen und nachsehen. Es ist heute um drei Uhr nachts aus Detroit gekommen. Da komme ich nicht mehr zum Schlafen. Good bye.“

„Wieviel Kilometer macht es?“ fragte Henri mit blassem Gesicht.

„Es heißt Mond“, sagte der Niese mit amerikanischem Akzent, „und ich denke, es wird hundertzwanzig machen. Mein Name ist Watts.“

Ansiedler in den Urwäldern Neuguineas.

Eine wahre Begebenheit
von Eidi von Jörker-Streffleur.

Fred Grimmer richtet sich stöhnend von seinem Lager auf. Das Fieber hat augenblicklich nachgelassen, und er versucht mühsam seine Gedanken zu ordnen. Hilfsbereite Malaien und Papuas umringen ihren Herrn, auf jedes Wort des Kranken horchend. Denn sie lieben den blonden Mann, der immer freundlich ist und ihnen so oft in der Gefahr hilft. Da gibt es keinen Schlangenbiß, für den er nicht ein Gegengift wäscht, keine Wunde, die er nicht heilen könnte. Und nun liegt er selbst krank und hilflos daneben.

„Du mußt nach der Gesundheitsstation auf den Sattelberg gebracht werden“, rät Tom, sein weißer Gefährte. Vor zwei Jahren sind die ehemaligen Schulkameraden als Pioniere nach Neuguinea gekommen, um das kostbare Holz der unendlichen Wälder auszubeuten und gelegentlich auch Gold zu gewinnen. Mit Hilfe der Eingeborenen gründeten sie eine stattliche Ansiedlung und sind auf erfolgreichem Weg. „Doktor Hansen wird dir helfen“, fährt Tom fort, „du bleibst in Simbang, bis du dich vollständig erholt hast, und ich überwache indessen hier den Betrieb. Wenn es lange dauert, schickst du mir jemanden von der Hafenstation zur Hilfe. Krank wie du bist, kannst du hier nicht länger bleiben.“

„Ob es noch Hilfe für mich gibt?“ murmelt Fred matt.

„Nensch, rede keinen Unsinn, was soll das bißchen Fieber einem gesunden jungen Körper wie dem deinen anhaben? Es muß nur etwas dagegen getan werden. Und, siehst du, in kurzer Zeit ist die Ansiedlung so weit, daß wir unsere Mädeln von daheim holen können. Dann wird Hochzeit gehalten, und wir leben hier wie im Paradies. Bis der Regen im nächsten Jahr aufhört, ist alles fix und fertig.“

„Schreibe nichts von meiner Erkrankung heim!“ bittet Fred, „Grita wäre imstande, heraus zu reisen.“

Und wieder packt ihn ein Fieberanfall mit furchtbarer Ge-

walt. Sein Körper windet sich in Krämpfen, bis er nach einiger Zeit ermattet zusammenfällt. So geht es seit vielen Tagen ohne Besserung. Nun aber soll nicht mehr damit gezögert werden, den Kranken auf den Sattelberg am Finschhafen zu bringen, wo sich eine Erholungsstation und ein Arzt befinden.

Eine Schar von eingeborenen Dienern knüpft eine Tragbahre zusammen, die Tom mit weichen Kissen und Dedern belegt, um dem Kranken die beschwerliche Reise erträglich zu machen. Ein ausgehauener Pfad führt durch den Urwald über die Höhen nach dem Hafen, den man bei angestrengten Märschen in zwei Tagen leicht erreichen kann. Tom gibt den Kulis alle nötigen Anweisungen. Dann werden sie mit Proviant bepackt. Sie nehmen Kokosnüsse mit, deren süßer Saft den Kranken laben soll, denn auf den Höhen kommen Palmen nur mehr vereinzelt vor, und man kann sich nicht damit aufhalten, Rüsse herabzuholen. Acht Mann sollen beim Tragen des Kranken immer abwechseln. — Und nun vorwärts, so schnell die Eingeborenen zu laufen vermögen. Es sind lauter verlässliche Leute.

„Heil, Fred! Und baldige Genesung. Vergiß nicht, mir eine Hilfe zu senden.“

„Heil, Tom! Und auf frohes Wiedersehen!“

Fort geht es auf die mit dunklen Wäldern dicht bewachsene Höhe. Der Morgen ist klar und nicht übermäßig heiß, so daß die Eingeborenen mit der Tragbahre fast im Trab laufen können. Die frischere Bergluft kühlt Freds heiße Schläfen, und er atmet in ruhigen, tiefen Zügen. Neue Hoffnung auf Genesung durchströmt ihn und scheint seinem Körper Kraft zu geben. Nun erreicht die kleine Karawane eine Lichtung, von der aus man die Gebirgskette mit ihren zerklüfteten Felsen überblicken kann. Schäumende Bäche stürzen von den Höhen herab und werden durch die Strahlen der noch tief stehenden Sonne in flüssiges Gold verwandelt: Paradiesvögel, im Schmut ihres schillernden Gefieders, wiegen sich auf den Eulalyptusbäumen, während die zarten Flügel bunter Rieseninsekten in der Luft erzittern. Und hoch oben fliegen Schwärme von grünen Papageien wie wehende Fahnen über den tiefblauen Himmel.

Nun steht die Sonne hoch, und der Marsch der Träger verlangsamt sich. Endlich müssen sie halten und eine Mittagspause machen. Im Schatten hoher Farnen wird ein Lager errichtet, und die aufgeschreckten Kängurus springen in Säben von zwanzig Metern in den dichten Wald, der sie den Augen der Menschen verbirgt. Naaktiere gibt es in den Wäldern Neuguineas nicht. Fred, von der Sonne geschüßt, schlürft gierig die kühnende Milch einer Kokosnuß. Müde liegt er in seinen Kissen und treibt die Eingeborenen unablässig zur Eile an. Und wieder geht es weiter durch den ewig rauschenden Urwald, über Höhen und durch Bäche.

Endlich sind die Wanderer in die Ebene gelangt, wo die flinken Kulis am Rande des Dschungels ein Lager für die Nacht errichten. Freds Fieber ist wieder hoch gestiegen. Er kennt seine Umgebung nicht. Seine Gedanken wandern in die Heimat, wo er sich auf dem Schiff in Hamburg wähnt und von seiner Frau Abschied nimmt. Die Eingeborenen haben Mühe, ihn auf seinem Lager zu halten. „Der böse Geist ist in unseren Herrn gefahren!“ jammern die Papuas, und mancher hält sich in scheuer Entfernung, um nicht von dem bösen Geist erreicht zu werden. Niemand kann ein Auge schließen; bis Fred endlich entkräftet hinsinkt und einige Stunden lang in halbwachen Zustand in die Tropenlandschaft starrt.

Der Mond ist am Himmel emporgestiegen, und sein Licht fließt zwischen den tiefen Schatten der Bäume wie ein Silberstrom. Die Stimmen erwachender Tiere breiten ihren Hauber über die wundervolle Tropennacht und rufen in der tiefen Stille das Echo der nahen Felsen wach. Fledermäuse sägeln die Luft mit seufzendem Geräusch, und ein krampfhaftes Erschauern geht ab und zu durch das Gras, wenn eine Schlange in einiger Entfernung dahin kriecht.

Die Nacht zieht vorüber. Und ehe die Morgendämmerung einbricht, ist die ganze kleine Karawane, bis auf zwei Wachen, in tiefen Schlaf gesunken. Schon ertönt der erste Morgenruf aus einer Vogelschle. In großer Hast wird wieder aufgebrochen, und nun geht es weiter im Trab, wie am vergangenen Tage. Mit müden Augen blickt Fred in die vom Frühlingsüberfluß erfüllte Landschaft. Die Höhen ringsumher treten aus den dunklen Schatten der Nacht hervor und färben sich golden, purpurn und grün. Doch dem Kranken fehlt die Kraft, die Schönheit in sich aufzunehmen. „Vorwärts, vorwärts!“ treibt er die Kulis an. „Wir müssen Simbang noch bei Tageslicht erreichen.“

„Gewiß, Herr!“ rufen die Eingeborenen zurück. „Es kommt kein Berg mehr, über den wir steigen müssen, und den Fluß erreichen wir bald. Das Wasser ist nicht hoch, und wir kommen schnell hinüber.“

Nach kurzer Mittagspause, der ein Eilmarsch folgt, ist auch der Fluß am frühen Nachmittag erreicht. In den Mangrovengefilippen am Ufer liegen Kanoes, die zum Überfahren in das Wasser geschleppt werden müssen. Doch wie die ersten Eingeborenen hinunterkommen, spritzt das Wasser vom Fall eines schweren Körpers hoch empor — und an der Oberfläche des Stromes erscheint ein riesenhafter, weitgeöffneter Rachen. Zu

Tode erschreckt, springen die Papuas wild schreiend die Uferböschung hinauf.

„Krocodile! Krocodile! Wir können nicht hinüber.“ Wer sich jetzt auf das Wasser wagen wollte, wäre dem Tode geweiht. In namenloser Aufregung rennen die Kulis dem Ufer entlang auf und ab, durcheinander rufend und heftig gestikulierend.

„Eins, zwei, drei! Viele, viele Krocodile. Niemand kann fahren.“ Fred weiß kaum, was um ihn her geschieht. Doch starrt er an dem Gedanken fest, über den Fluß fahren zu müssen. „Hinüber!“ befiehlt er seinen Leuten.

„Herr, wir können nicht. Viele, viele Krocodile. Wir alle sind verloren, wenn wir hinüber fahren“, jammern die Kulis.

„Ihr müßt! Hört Ihr? Ich befehle es!“

In höchster Erregung beraten die Eingeborenen, was in dieser Lage zu machen ist. Zurück läßt der Kranke sich nicht tragen. Was sollen sie mit ihrem armen Herrn beginnen?

Da nähert ein Eingeborener sich schleichend der Tragbahre. Und plötzlich richtet Fred sich in seinen Fieberphantasien wie verklärt auf. Er breitet die Arme aus und ruft befehlend: „Gut!“

— Du kommst zu mir?“

Im nächsten Augenblick macht die vergiftete Spitze eines Papuameßers seinem Leben ein jähes Ende. Ins Herz getroffen sinkt Fred auf das Lager zurück.

Bei den folgenden Gerichtsverhandlungen geben die Papuas einmütig zu, ihren Herrn getötet zu haben, da sie ihn zu sehr liebten, um ihn den Krocodilen preiszugeben.

Kampf-Arena.

Von Franz Mahlle.

Es gibt Menschen, die zu ihrem Wohlbefinden Reibungen brauchen. Sie leben wie in einem Rausch, sich selbst zerreibend.

Man soll seinem Gegner nach einem Kampfe die Hand bieten und dann — Abstand halten.

Ehrliche Gegnerschaft kann ein Geschenk sein, weil im Kampfe die eigene Kraft sich stählt. Unehrenhaftigkeit ist die gefährliche Waffe der Feigen.

Niemand soll den Nahkampf der Meinungen suchen. Aber Verachtung allen Fahrenlässigen der ehrlichen Überzeugung.

Welt u. Wissen

Gewaltige Bevölkerungszunahme in Indien! Trotz aller politischen Unruhe ist das vergangene Jahrzehnt für Indien eine Periode friedlicher Entwicklung für die Massen gewesen. Das beweisen die Ziffern, die Coprian Pearce in der letzten Nummer von „India“ mitteilt. Nach Ausweis der letzten Volkszählung von 1931 beträgt die Gesamtbevölkerung 350.500.000 Köpfe, was im Vergleich mit der vor zehn Jahren festgestellten Bevölkerungszahl einen Zuwachs von 10,2 Prozent ausmacht. Das stellt eine ganz ungewöhnliche Entwicklung dar, da im Jahre 1921 die gegenüber dem Jahre 1911 ausgewiesene Bevölkerungszunahme nur 1,2 Prozent betrug. Im Jahre 1921 war sogar für mehrere der wichtigsten Provinzen Indiens ein Sinken der Bevölkerungszahl festzustellen, was sich daraus erklärt, daß in die Dekade 1911/1921 der Weltkrieg sowie eine schwere Grippeepidemie fiel, die in Indien allein 12 Millionen Opfer forderte. Angesichts der Zunahme von 30 Millionen Einwohnern im letzten Jahrzehnt könnte die Frage gestellt werden, ob Indien am Ende nicht schon an dem Punkt angelangt sei, wo man von Übervölkerung sprechen muß. Diese Befürchtung ist aber gegenstandslos. So hat die wahrscheinlich am dichtesten bevölkerte Provinz Bengalen bei einer Einwohnerzahl von 45,5 Millionen ein Areal, das nur etwas kleiner als England und Schottland zusammengekommen ist. Andererseits hat die Residentchaft Bombay, die größer ist als alle britischen Inseln, nur eine Bevölkerung von 20 Millionen. Wenn die Vereinigten Provinzen vielleicht dichter bevölkert sind als die britischen Inseln, so stehen andererseits Madras, Bihar und Orissa an Bevölkerungsdichte weit hinter jenen zurück, und Birma und das Pandjab sind in dieser Beziehung noch lange nicht so weit, da hier noch Raum für mindestens 50 Millionen Menschen vorhanden ist.